

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 275.

Freitag, den 24. November 1905.

20. Jahrgang.

Die ersten deutschen Kolonialbanknoten.

Trotz des Aufstiegs in unserem ostafrikanischen Schutzbiet ist man augenblicklich doch daran gegangen, zur Hebung des dortigen Verkehrs Banknoten auszugeben. Es wird dadurch der Geldverkehr mit dem Mutterlande und dem Auslande in der leichtesten Weise geregelt. In Deutsch-Ostafrika besteht seit dem vorigen Jahre die Rupienwährung. Die Rupie hat unge-



50 Rupien Banknote (Vorderseite).

fähr die Größe eines Zweimarkstücks und einen Wert von ungefähr 1.33 M.; sie zerfällt in 100 Heller und wird in Stücken von ganzen, halben und einviertel Rupie ausgegeben. Um die Schwierigkeiten, die sich aus dem Verkehr mit Silbermünzen von selbst ergeben, einigermaßen zu heben, gibt man nunmehr Banknoten von 5, 10 und 50 Rupien aus. Sie sind in Kupfer gestochen und bilden Meisterwerke deutschen Gewerbefleißes.

LOKALES

Wiesbaden, 23. November 1905.

* Eine Warnung für Barbier. Uebertragung der Bartflechte durch ein Rasiermesser, das gar nicht oder nicht gehörig gereinigt wurde, ist fahrlässige Körperverletzung. So lautet ein Urteil des Landgerichts zu Eisenach, das den Schuldigen zu einem Monat Gefängnis verurteilt und jetzt den Sanitätsbehörden mitgeteilt wird. Ein Arbeiter betrieb nebenbei Wirtshaus, Sonnabends und Sonntags das Barbiergewerbe. Einer der Kunden verfuhr einmal am Tage nach dem Rasieren ein Jucken und Brennen am Kinn und am Hals. Die Haut rötete sich. Er zog deshalb einen Arzt zu Rate. Als er sich acht Tage später wieder rasieren ließ, schwoll der Hals an. Der Mann bekam ferner große Schmerzen und einen Ausschlag am Kinn und Hals, so daß er sich wiederum an den Arzt wenden mußte. Es wurde eine Entzündung an Bartflechte festgestellt, die beim Rasieren übertragen worden sei. Der Patient war vier Wochen lang krank und im ganzen fünf Wochen lang arbeitsunfähig. Auch zwei andere Kunden machten dieselbe schlimme Erfahrung. Es wurde angenommen, daß der rasierende Arbeiter bei der Ausführung seines Gewerbes fahrlässigerweise nicht mit der erforderlichen Sorgfalt zu Werke gegangen sei.

a. Aeneas-Verein. Sonntag nachmittag hielt Herr Referent Dinaud aus Ludwigshafen einen interessanten Vortrag im Saale des katholischen Gesellenhauses über das Thema „Pflege der körperlichen Schönheit“. Referent geht aus von dem Grundgedanken, daß unsere körperliche Schönheit nicht mit dem fortschreitenden Alter mitgegangen ist, sondern im Gegenteil, wir haben vieles eingebüßt. Er erinnert an die Schönheit der Natur, des Waldes, der Tiere usw., nur wir, die wir das höchste Geschöpf der Erde sind, wir gingen zurück, allerdings durch unsere eigene Schuld. Referent spricht in zündenden Worten und Bitten von der Schönheit des Weibes, er verwirft die leider so zahlreichen üblichen künstlichen Hilfsmittel, ganz besonders in Bezug auf Kleidung, Schleppe, Schleier und Korsett. Sondern in Hand mit der Gesundheit geht die Schönheit und jeder hat es in der Hand, für ihre Erhaltung zu sorgen, zu welcher vor allem eine aufmerksame Pflege des Körpers, sowie ein Gefühl für die funktionelle Bewegung der Glieder erforderlich ist. Beherrschung aller Leidenschaften hierzu ist ein nicht zu unterschätzender Faktor. Unter reichem Beifall endete Referent seinen interessanten Vortrag, zu welchem sich trotz des schlechten Wetters ein immerhin noch zahlreiches Publikum eingefunden hatte.

* Ein neues elektrisches Lichtbad. Man schreibt uns: Die durch Dr. Kollog vor mehreren Jahren erfundenen elektrischen Glühlichtbäder haben sich durch den Aufschwung des Lichtbadesverfahrens geradezu erstaunlich schnell eingeführt und erfreuen sich bei der Ärztschaft und Publikum außerordentlicher Beliebtheit. Die bisherigen Systeme der elektrischen Glühlichtbäder hatten jedoch den großen Nachteil, daß zu hohen Temperaturen (60 bis 90 Grad C.) angewendet werden mußten, wodurch die Verträglichkeit ganz gewaltig gesteigert wurde (bis 150 Pulschläge) und oft Erschöpfung beobachtet wurde. Eine richtige Ausnutzung der Bäder konnte daher bei minder starken Personen nicht stattfinden. Hauptächlich wurden aus diesen Gründen von den Ärzten schwächlichen oder herzkranken Personen die Benutzung der sonst so äußerst wirksamen und angenehmen Glühlichtbäder unterjagt. Erstensweise ist es dem Besitzer des Lichtbades, Herrn Darmann, gelungen, ein Lichtbad zu konstruieren, in welchem die innere Kontaktwärme nur höchstens bis auf 35 Grad C. steigt, trotzdem wird durch die besondere Anordnung der Glühbirnen eine ebenso reich-

Durch die niedrige Lufttemperatur wird natürlich die Schwitzprozedur als viel angenehmer empfunden, auch wird die Herzaktivität, was von eminenter Wichtigkeit ist, nur ganz unwesentlich beeinflusst und dadurch werden die bisherigen Beschwerden wie Druck, Beklemmung, Atemnot und Angstgefühl vermieden. In Anbetracht dieser wichtigen Eigenschaft, welche von Ärzten durch Nachprüfung als besonders vorteilhaft anerkannt und bestätigt wurde, können nun auch schwächere oder selbst herzkranken Personen von dem Lichtbade, ohne irgendwelche Schädigungen befürchten zu müssen, Gebrauch machen. Für Liebhaber von Duschen ist eine solche im Innern des Lichtbades angebracht, außerdem hat das Lichtbad den großen Vorteil der absoluten Desinfektionsfähigkeit, da der Kasten aus Eisen und Glas gebaut, eine gründliche Reinigung gestattet, also hygienisch vollkommen einwandfrei ist.

a. Dilettantenverein „Urania“. Der Verein „Urania“ beging Sonntagabend im Römeraal sein 7. Stiftungsfest durch Konzert, Theateraufführung und Ball. Leider hatte das unschöne Wetter viel dazu beigetragen, den Besuch nicht so zahlreich zu gestalten, wie es sonst der Fall war. Nichtsdestoweniger hatte bald eine fröhliche Stimmung Platz gegriffen. Dank der Umsicht des ersten Vorsitzenden, Herrn Dr. Schlicher hier, nahm das reichhaltig gestaltete Programm einen schönen Verlauf. Mehrere ältere Mitglieder erhielten an dem Ehrenabend des Vereins Diplome. Das Theaterstück wurde recht flott gegeben. Besondere Erwähnung verdienen die Darsteller Herr Holl als Schächtermeister Lange und Fr. Budd als Tochter Gertrud. Ein flotter Ball, welcher bis in die Morgenstunden währte, endete das Fest.

* Ausstellung von Kompositionen. Die Ernst Schellenbergische Musikalienhandlung, Große Burgstraße, hat zurzeit von den Kompositionen des Herrn Kapellmeisters Paul D. v. M. v. e. vom hiesigen Hoftheater eine reichhaltige Sonderausstellung veranstaltet. Wir finden darunter außer einer sehr dankbaren, gehaltvollen Klavierkomposition hauptsächlich Lieder, die infolge ihres einnehmenden Melodienreichtums in hiesigen öffentlichen Konzerten großen Anklang gefunden haben und von der Kritik als reife Ergüsse des lyrischen Lebens bezeichnet wurden, die in knapper, geschlossener Form die erregte Innerlichkeit erschöpfend zum Ausdruck bringen.

* Bibelfunden. Pastor Dolman aus Wandersbeck, der beim Jahresfest des Sonntagsvereins am 20. November die Festrede hielt, wird vorher am Freitag und Samstag nachmittags 5 Uhr im evangelischen Vereinshaus, Bitterstraße 2, Bibelfunden halten. Freitag, Samstag und Sonntag abends um 7/9 Uhr Evangelisationsversammlungen ebenfalls.

* Schlaferschlafsturm. Der Bau des Turmes auf dem Schlaferschlaf ist wie bekannt beendet. An den Verschönerungsverein ist nunmehr die Pflicht herangeraten, die Baurechnungen bald zu begleichen. Dazu ist Geld nötig, da die vorhandenen Mittel nicht ausreichen. Der Verein rechnet darauf, daß die privaten Sammlungen seiner Freunde und Mitglieder mit Hilfe von Sammelbüchern bald eintreffen. Die Herren, welche die Freundschaft hatten, Bücher für Sammlungen von Kostenbeiträgen für Erbauung eines Aussichtsturms auf dem Schlaferschlaf zu übernehmen, und das Ergebnis ihrer Sammlungen dem Kassierer des Vereins noch nicht mitgeteilt haben, werden dringend gebeten, dies recht bald zu tun, d. h. die bis jetzt empfangenen Beträge entweder dem Kassierer des Verschönerungsvereins, Herrn Kaufmann C. S. Wald, Röderstraße 39, per Karte, abliefern zu wollen, oder Herrn Wald zu benachrichtigen, daß er die Beträge abholen lassen möge.



Strakommer-Sitzung vom 21. November.

Ein unehelicher Hausbursche

war der Järberrgasse Laskar Reuthor aus Merseburg. Bedient als Hausbursche in einer hiesigen Järberei, benutzte er eine sich bietende Gelegenheit, Duntungen zu fassen, in der Absicht, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen. Das wiederholte sich in fünf Fällen. Der Angeklagte ist gefänglich. Da er ferner bereits vorbestraft ist, so trifft ihn eine Gesamtstrafe von 3 Monaten und 2 Wochen Gefängnis wegen schwerer Urkundenfälschung im einseitigen Zusammenwirken mit Betrug.

Kuppelrei.

Der mit zahlreichen Vorstrafen behaftete stellenlose Kellner Hoepfinger aus Sallberg (Wapern) hat sich heute abends zu verantworten. Es wird ihm zur Last gelegt, im November und Dezember 1904 zu Wiesbaden seinen Lebensunterhalt von einer Prostituierten bezogen, sowie Vermittel von ihr bekommen zu haben. Die Verhandlung, welche unter Ausschluss der Öffentlichkeit geführt wurde, ergab für den Angeklagten nichts Belastendes, weshalb das Gericht auf Freisprechung erkennen mußte.

Ein Morddelikt

ganz besonders gemeiner Art wurde dem Pferdnecht Franz Grädel aus Königstein zur Last gelegt. Der Angeklagte hat, nachdem er seinem Dienstherrn gekündigt hatte, anheimelnd aus Rache, einem ihm anvertrauten Pferdewagen (Fuhr und Kappen) Drahtstifte und Nadeln, fünf Stück an der Zahl, von unten in den Hof eingetrichtert, in das darunter liegende Fleisch hinein; ferner soll er, wie Augenzeugen berichten, die beiden Tiere schwer mißhandelt haben. Da das eine Tier sofort geschlachtet werden mußte und das andere bis heute seine Bewegungskraft noch nicht wiedererlangt hat, so erfolgte die Anklage wegen Sachbeschädigung. Den Angeklagten trifft die rechte Strafe von 1 Jahr Gefängnis. Der Staatsanwalt hatte 9 Monate beantragt.

Sittlichkeitsverbrechen.

Der Vornahme unzüchtiger Handlungen an einem 9jährigen Knaben hat sich der Tagelöhner Karl Haubeimer aus Winkel schuldig gemacht. Die unter Ausschluss der Öffentlichkeit geführte Verhandlung ergab die Schuld des Angeklagten, Urteil 6 Monate Gefängnis.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Die Herstellung von Diamanten auf künstlichem Wege, die zuerst dem französischen Physiker Moissan gelang, und eine ganze Reihe anderer wichtiger und interessanter Entdeckungen oder Erfindungen sind mit Hilfe des elektrischen Ofens zustande gekommen, in dem man betriebl. Temperaturen von 3500 bis 4000 Grad Wärme zu erzeugen vermag. Ueber diese Experimente berichtet in musterhaft populärer Weise der Physiker Dr. H. Neuburger in dem Kapitel „Erforschung und Verwertung der Naturkräfte“, das den Hauptteil der eben erschienenen Lieferungen 95-98 des wissenschaftlichen Prachtwerkes „Weltall und Menschheit“ bildet. Dieses in der ganzen Welt mit so großem Beifall aufgenommene, von Hans Ardenner in Verbindung mit ersten Fachmännern herausgegebene Werk (es erscheint in 100 Lieferungen à 60 Bg. beim Deutschen Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57) demag wie kaum ein zweites den Verdegang unserer Kultur, unseres Wissens und Erkennens, soweit er sich auf die Erforschung der Naturkräfte aufbaut, klar darzustellen. Welch eine Fülle von Wissen, von geistiger Arbeit, reich an praktischen Erfolgen, fassen allein die paar eben die Presse verlassenden Lieferungen. Auch die neuen Lieferungen enthalten wieder eine Anzahl jener herrlichen farbigen Tafeln, die so wesentlich dazu beigetragen haben, das Werk populär zu machen. Etwas Instruktiweres als die farbigen Schnitte durch die Gebäude und maschinellen Einrichtungen einer Gasanstalt dürfte es kaum geben. Wahre Kunstwerke sind die Tafeln, die das Steinammergrab bei Stöckheim und Woffen aus der Bronze- und Eisenseit darstellen.

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Lernen zurückbleibende Kinder, sowie blutarme, sich mafführende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare Erwachsene jeden Alters gebrauchen als Kräftigungsmittel mit grossem Erfolg **Dr. HOMMEL'S Haematogen.**

Der Appetit erwacht, die geistigen und körperlichen Kräfte werden rasch gehoben, das Gesamt-Nervensystem gestärkt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das echte „Dr. Hommel's“ Haematogen und lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden.

1385

Kummers fertige Kuchen-Masse
in allen besseren Kolonial- und Delikatessen geschäften.

511

Tel. 3046 **Conrad H. Schiffer,** 8693
Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Gesundheitliches.

— Was ist OXO Bouillon? Ein neues Präparat der Compagnie Diebig, hergestellt aus frischem, bestem Ochsenfleisch und mit den üblichen Suppenkräutern gewürzt. Zwei Töffelchen davon auf eine Tasse heißen Wassers genügen, um sofort, auch außerhalb der Küche, eine trinkfertige Bouillon von bestem Geschmack herzustellen. Deshalb wird es vielen Alleinverkaufern (z. B. Angestellten, Studenten, Beamten) hoch willkommen sein. Die Vorteile bei der Verwendung in großen Anstalten, wie Hotels, Bahnhofs-Restauranten, Krankenhäusern, Pensionaten usw. liegen gleichfalls auf der Hand. Bald dürfte in vielen Tausenden von Speisekammern neben dem echten Diebigs Fleisch-Extrakt die OXO Bouillon nicht fehlen. Zur Kräftigung und Verbesserung von Suppen, Saucen, Gemüsen, Fleischspeisen usw. wird das erstere Präparat in jeder guten Küche nach wie vor unentbehrlich bleiben.

Schönstes Weihnachtsgeschenk!

Broschen mit Emaille-Bild!

Dageliebte Anhänger, Shlipnadeln, Manschettenknöpfe fertigt in bekannt künstlerischer Ausführung und nur prima Qualität schon von Mk. 2.50 bis zu den teuersten. Bitte die schöne Auswahl und billigen Preis in meinen Schaufenstern zu beachten.

„Peter Henlein“,
Kirchgasse 40.

2397

Ecke Kleine Schwalbacherstrasse.

Reinste Süßrahmbutter

Reinlich frisch, gefornt und los, zu außerordentlich niedrigen Preisen empfiehlt Buttergroßhandlung Franz Schulteis & Cie., 12 Kilschstraße 12.

1773

Für Herrschaften und Vereine!

Theater- u. Fahnenverleihanstalt

Wiederholungs-Deformation, Festdeformation aller Art empfiehlt

F. F. Retwald, Schwalbacherstrasse 25.

562

Gold-, Silberwaren,

Uhren, größte Auswahl, bekannt billige Preise. **Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3. Telefon No. 3143. Reparaturen. Neuankünfte.**



Nr. 275r

Freitag, den 24. November 1905.

20. Jahrgang

Geföhnt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ahnungslos, daß haßerfüllte Blicke sie betrachteten, daß böse Gefühle erweckte, plauderte Edith Wair vergnügt und ungezwungen mit dem Verlobten.

„Denke Dir nur, Harold, ich habe Dir so interessante Kunde mitzuteilen. Kate, was sich im April bei uns zutragen wird?“

„Für mich ist eigentlich alles, so ziemlich alles nebensächlich, vorausgesetzt, daß es nicht mit dem hindernd im Zusammenhang steht, was ich im Juni erleben“, entgegnete der junge Mann lebhaft.

„Bitte, lerne doch etwas weniger selbstsüchtig sein. Dich und mich berührt die Sache allerdings nicht stark, aber für Papa ist es von Wichtigkeit und deshalb natürlich auch mir nicht uninteressant.“

„Was in aller Welt kann es denn sein? Sollte am Ende gar Papa der Jagd entsagen?“

„Nein, gewiß nicht. Das wäre auch für ihn nicht aufregend, sondern höchst unliebsam.“

„Und das ist so unangenehm? Hat ihm vielleicht jemand Geld hinterlassen?“

„Ach was, wer kümmert sich um Geld!“

„Sehr viele Leute, wenn mich nicht alles täuscht.“

„Ich ganz und gar nicht!“

„Die Ursache dafür ist eben nur darin zu suchen, daß Du nie mittellos gewesen bist, nie empfunden hast, wie notwendig das Geld zum Leben sei.“

„Wohl möglich. Aber Du kommst wieder von unserem ursprünglichen Thema ab. Kate doch weiter.“

„Will Dein Vater Parlamentsmitglied werden?“

„Nein.“

„Ist Dein zurückgewiesener und trostloser Bewunderer Jim Trotter vielleicht schon verlobt?“

„Nein! Sei nicht faßlos. Mir wäre das jedenfalls eine sehr erfreuliche Nachricht, aber es ist nicht der Fall!“

„Dann vermag ich nicht zu raten. Sag mir rasch, um was es sich handelt! Sonst bricht der Juchz noch hervor, ehe Du Zeit hast, zu sprechen, ehe ich hören kann.“

„Nun also, eine Cousine kommt, um bleibenden Aufenthalt bei uns zu nehmen.“

„Bei uns? Bei Dir und mir? Dazu werde ich niemals meine Einwilligung geben.“

„Nein, Du Kindschopf, bei Papa und Tanten, meine ich. Wenn...“

„Im Juni...“

„Ja, ich vermute im Juni, dann bleibt sie aber für immer.“

„Das macht mir keinen Unterschied. Und soll die Cousine nett sein?“

„Ja, sehr nett!“

„Ist sie hübsch?“

„Das weiß ich nicht, ich habe sie nie gesehen, ehrlich ge-

standen, nie von ihr gehört! Erst gestern abend, als Tanten mir von ihr erzählte.“

„Das klingt ja geheimnisvoll.“

„Ja, nicht wahr? Pst! Ich habe nie Schwestern gehabt und Mich Trotter ist meine einzige Freundin, folglich regt mich der Gedanke auf, ein junges Mädchen hier in Gasse zu haben. Ich vermute nämlich, daß sie schon vor dem Monat Juni kommen wird, und da wir in der Nachbarschaft leben, werde ich gewiß auch nach unserer Verheiratung öfter mit ihr zusammenkommen.“

„Woher ist aber diese unbekannte Cousine so plötzlich aufgetaucht?“

„Aus dem Auslande. Sie ist eine Waise. Ihre Mutter war eine Cousine meines Vaters. Sie hieß Joanna Wair. Tanten erzählte mir, daß sie sehr schön gewesen sein soll. Vielleicht ist ihre Tochter es auch. Die Mutter, die Cousine meines Vaters meine ich, heiratete nach dem Auslande und starb dort, so kommt es, daß wir ihr Kind niemals zu Gesicht bekamen. Nun hat Papa ihr geschrieben und sie aufgefordert, zu uns zu kommen und hier gewissermaßen als Ersatz für seine Tochter bei ihm zu leben. Sie soll meine Stelle einnehmen, wenn ich fort bin. Aber ich gestehe ehrlich, daß ich lebhaft wünsche, sie wäre ein Jahr früher gekommen.“

„Wer weiß, vielleicht würde ich mich in sie, anstatt in Dich verliebt haben.“

„Sei nicht abscheulich mit Deinen Voraussetzungen und Mutmaßungen. Wie magst Du nur so häßliche Dinge sprechen.“

Sie scherzten und lachten zusammen, ohne zu denken, daß sie mit ahnungsloser Leichtigkeit die Katastrophe ihres Lebens berührten.

„Wie heißt sie denn?“ forschte Thon. Aber er hörte die Antwort nicht mehr, denn im selben Augenblicke erscholl lautes Geschrei.

„Durchgebrannt! Durchgebrannt!“ rief man von allen Seiten. Dann erfolgte ein wildes Gehen und Jagen. Die Leute rannte voran, aber der Juchz war nicht mehr zu erreichen.

In der Erregung der Jagd vergaß Harold Thon vollständig, daß sie ihm den Namen der unbekannten Cousine nicht gesagt hatte.

9.

Die Ruhe vor dem Sturme.

Es sügte sich so, daß Harold Thon in dieser Saison keine Jagd mehr mitmachte. Man versicherte ihm nachträglich, daß er nicht viel daran verloren habe, da zufällig die nächsten Jagden kein besonderes Ergebnis hatten, und im April, als Beilsamen und Primeln zu blühen begannen, fand er weit mehr Genuß daran, mit seiner Braut durch Feld und Au zu streifen, als dem Vergnügen des Nimrods nachzugehen.

Thon gehörte zu jenen beneidenswerten oder zu bedauernden Menschen, welche fast keine verwandte Menschenfeste besitzen. Seine Eltern waren gestorben, als er noch ein Knabe

WITZ HUMOR

Anangenehm.

Gausherr (vorstellend): „Herr Professor Klaus — Frau Bankdirektor . . . ach pardon, ich vergaß, die Herrschaften waren schon mal miteinander verheiratet.“

Deutlich.

„Warum haben Sie eigentlich Ihre Verlobung aufgehoben? Sie hatten doch schon eine Wohnung besichtigt!“ — „Allerdings; aber meine zukünftige Schwiegermutter meinte, diese sei etwas klein für drei Personen, und deshalb hab' ich mich zurückgezogen.“

Aufschreibung.

„Aber Fräulein Anna, was haben Sie denn an mir anzusetzen? Ich bin Beamter, habe mein gutes Einkommen, bin pensionsberechtigt . . .“ — „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Rat, aber Sie sind mir doch ein bißchen zu pensionsberechtigt!“

Gelehrtenstandpunkt.

„Wie sind Sie mit dem Zustand Ihrer Frau Gemahlin zufrieden, Herr Professor?“

„Ich danke — ausgezeichnet! Es sind zu ihrer Krankheit ein paar äußerst interessante Komplikationen hinzgetreten!“

Falsch verstanden.

Arzt: „Ihr Aussehen ist nicht besonders. Sagen Sie viel?“

Patient: „Es geht, das letzte Mal bin ich mit 6 Wochen davongekommen.“

Immer derselbe.

Arzt: „Also, mein lieber Professor, zunächst müssen Sie Sonnenbäder nehmen.“

Professor: „Schön — hm — warme oder kalte?“

Vorwurz.

Witwe (schlachzend zum Arzt): „Nun ist mein guter Mann doch gestorben, ach Herr Doktor, da hätten Sie ihm zuguterleht auch nicht noch 's Bier zu verbieten brauchen.“

Deutsche Studenten.

„Wohin so eilig?“

— „Ins Kolleg.“

„Wie kommst Du denn darauf?“

— „Will mir mal den Yankee, den Peabody, anhören über „Akademische Wechselbeziehungen.“

„Na, wenn Du von Deinem Alten keinen akademischen Wechsel bezieht, wird Dir der Peabody auch nicht dazu verhelfen!“

Abgewiesen.

Diener: „Der Herr Sänftling ist da mit einem neuen Etüd.“

Dramaturg: „Sagen Sie ihm — ich schlafe noch vom alten.“

Voshast.

Wirt: „Verzeihen Sie, ich habe Ihnen aus Versehen eine Flasche Essig gegeben!“

Gast: „Darum! Ich hab' mir gleich gedacht: Hent' schmeckt der Wein mal gut!“

Immer Soldat.

— „Hat Ihnen gestern der Klaviervirtuose im Konzert gefallen, Herr Hauptmann?“

— „Gewiß, die Griffe klappten ganz famos!“

Enttäuscht.

A.: „Nun, wie fühlst Du Dich in der Ehe?“

B. (der eine Emangipierte geheiratet hat): „Schrecklich, jetzt muß ich nicht bloß meine, sondern auch die Knöpfe meiner Frau annähen!“

Zu hoch geschätzt.

— „Denke Dir, Emilie, der Baron hat gesagt, er schähe mich sehr hoch!“

— „Na, das ist doch recht nett!“

— „Hand ich auch, aber dann fügte er hinzu: „So ungefähr auf dreißig!“ Ist das nicht abscheulich?“

Deutlich.

Herr: „Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten, mein Fräulein?“

Dame: „Ja, bitte, lassen Sie mich eine halbe Stunde allein.“

Die japanische Nationalhymne.

Der junge Herr Aßberg bildet sich ein, einen prachtvollen Tenor zu besitzen. Er ist ganz stolz auf seine Stimme und läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, seine näheren und entfernteren Bekannten mit seinen gesanglichen Leistungen zu langweilen. Kürzlich befand er sich in einer Abendgesellschaft, wo musiziert wurde. Auch Aßberg hatte schon einige Lieder zum besten gegeben. Da trat Herr Heinemann, der lange als Vertreter einer großen Exportfirma in Tokio und Yokohama gelebt hat, zu ihm heran und fragte ihn, ob er nicht der Gesellschaft einmal die japanische Nationalhymne vorsingen wolle. Das wäre mal was Neues, die habe sicher noch niemand gehört.

„Ich bedaure sehr,“ antwortete Aßberg, „aber ich kenne weder die Melodie, noch kann ich japanisch.“

„O, das macht gar nichts,“ meinte Herr Heinemann. „Die Melodie ist die gleiche wie „Heil dir im Siegerkranz“ und der japanische Text ist leicht. Ich werde Ihnen denselben in deutschen Schriftzeichen aufschreiben.“

„O, dann mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Herr Aßberg.

Herr Heinemann schrieb nun auf einen Bogen Papier den japanischen Text und sagte dem Tenoristen, er brauche die Worte nur genau so auszusprechen, wie er sie aufgeschrieben habe.

Herr Aßberg sah sich die fremdsprachigen Laute flüchtig an und stellte sich neben den Flügel, auf dem eine junge Dame die Melodie „Heil dir im Siegerkranz“ intonierte. Nachdem er sich einige Male geräuspert, begann er zu singen:

„O wasei nog bini,

O wasei nog bini,

O wasei nog.“

Das brüllende Gelächter der Gesellschaft hinderte ihn, seine offenen Gesändnisse fortzusetzen.

Nur Herr Heinemann rief: „Da Capo!“

Falsch.

Nichts Neues?

Frau Stumpf (zu ihrem Manne, der gerade von seinem Bureau nach Hause gekommen ist): „Jrgend etwas Neues in der Stadt?“

„Nein, nichts,“ antwortete Herr Stumpf.

„Natürlich nicht. Du hast Deiner Frau nie eine Neuigkeit mitzuteilen. Wenn sie wissen will, was in der Stadt passiert ist, muß sie sich immer an fremde Leute wenden. Du bist wirklich ein lebenswürdiger Gatte.“

Nach einem längeren Stillschweigen sagte Herr Stumpf:

„Die Menschen sollten wirklich etwas mehr Vorsicht anwenden.“

„Warum? Wieso? Was meinst Du damit?“

„Ich denke gerade daran, was gestern abend passiert ist. Wilhelm Perleberg saß gestern bis spät abends mit seiner Familie im Garten, und als er gegen halb elf Uhr aufstand und ins Haus ging, hatte er gar nicht bemerkt, daß sich sein kleiner Junge heimlich entfernt hatte. In dem Augenblick, wo Perleberg in sein Schlafzimmer tritt, hört er unter seinem Bett ein Geräusch und sieht, wie sich etwas bewegt. Im Glauben, es hätte sich ein Einbrecher eingeschlichen, greift er nach seinem Revolver, gibt verschiedene Schüsse unter's Bett ab und —“

„Am Himmelswillen! Und er hat seinen kleinen Sohn erschossen?“

„Wer sagt denn, er hätte seinen Sohn erschossen?“

„Du sagtest doch, sein Sohn wäre heimlich unter's Bett gekrochen.“

„Davon habe ich kein Wort gesagt.“

„Was denn sonst hast Du gesagt?“

„Ich habe nur gesagt, Perleberg hatte nicht bemerkt, daß sich sein kleiner Junge heimlich entfernt hatte.“

„Und war der Junge nicht unter dem Bett?“

„Keine Spur. Unter dem Bette war eine Kage.“

„Du bist ja heute abend in einer recht angenehmen Stimmung, Stumpf.“

„Wieso? Weiß der Junge nicht unter dem Bett war und nicht erschossen wurde? Ich versichere Dir, ich hatte mit der Sache nichts zu tun.“

Falsch.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 46.

Donnerstag, den 23. November 1905.

20. Jahrgang.

Spanisches.

Don Alfonso, Rex von Spanien,
Gott' als zierlich feines Bübchen
Einst den Magen sich verdorben.
Als er saß im Kinderstübchen,
Kam ihm plötzlich groß' Verlangen
Nach der Lieblingspeis', nach Eiern —
Sprach der Arzt: „In nächster Woche,
Wenn die Hühner nicht mehr feiern,
Wird man frisch gelegte haben.“
Klein rief nach kurzem Sinnen:
„Ich befehle, daß die Hühner
Mit dem Legen gleich beginnen!“

S. Fischbach.

(Nachdruck verboten.)

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Die aufgetrennte Gütergemeinschaft.

Der Arbeiter Schöneberg erhielt ein Strafmandat über fünf Mark, weil er beim Wegzug aus seiner in der Kastanienallee 38 belegenen Wohnung nicht vorschriftsmäßig seine nächste Adresse angegeben hatte. Schöneberg beantragte richterliche Entscheidung, und erschien dieser Tage vor der 8. Strafkammer des Amtsgerichts I. Er mußte sich wohl vorher etwas Extracourage eingebläht haben, denn seine Haltung war lange nicht von solcher Sicherheit, wie sein Blick, mit dem er die im Gerichtssaale Anwesenden musterte.

Richter: Sie scheinen sich ja in recht netter Verfassung zu befinden. Wissen Sie denn nicht, daß Sie vor Gericht in anständiger und nüchterner Weise zu erscheinen haben?

Angell.: Na un ob id bet weech. Bin id ieverhaupt ja ooch.

Richter: Mir scheint es als ob Sie zu viel getrunken hätten, mit solchen Lenten verhandeln wir nicht. Wir haben da ein gutes Mittel, Sie erst zu entnüchern —

Angell.: Wenn Se mir nu gleich so verbrauchavettern, da verlier id ratterlich meine ganze Verfassung. Id hab heut noch nich mal 'nen Schlud jenippt, vielmehr erst eenen zu viel jetrunken, Herr Staatsanwalt.

Richter: Dann wird es wohl noch von gestern sein. Sie legen Berufung ein gegen eine über Sie verhängte Polizeistrafe. Was haben Sie dazu zu bemerken?

Angell.: Det id mir druf berufe, woso ieverhaupt det Polizeipräsidentium dazu kommt, mir fünf Märker ufzubrennen, icht mir nu mal über mein sogenanntet Veirissvermögen.

Richter: Weil Sie eben der polizeilichen Vorschrift beim Umzug Ihre künftige Adresse anzugeben, nicht entsprochen haben.

Angell.: Det is nu sehr scheene jesagt, aberst det Jesch is nich for mir jemacht. Id habe also sowat nicht nötig.

Richter: Neben Sie doch keinen solchen Unsinn. Glauben Sie men macht bei Ihnen eine Ausnahme?

Angell.: Jewiß, Herr Staatsanwalt. Id will Ihnen ooch gleich auseinanderpellen woso. Id bin nämlich nicht andert als wie der Schlafbursche von meine Frau, un allens andre is mich put ejal. Wie id abends noch Hause kommen will, da is meine Olle mit ihrem ganzen Krempel verschwunden un id steh in die leere Bude. Wat soll id aber da? Wenn id ooch

nur der Schlafbursche von meine Frau bin, so jehör id doch hin, wo meine Frau is un id jing ooch hin.

Richter: Mit einem Wort, Ihre Frau war eben gerückt. Das entbindet Sie aber nicht, die polizeilichen Vorschriften zu erfüllen.

Angell.: Det is nu aberst der groöe Irrtum von't hoöe Gericht. Id hab aberst det Objekt mitgebracht. Hier, Herr Staatsanwalt, steht e deitlich druf uf det Papier, det id un meine Frau in jänglich uffgetrennte Gütergemeinschaft uns befindigen.

Richter: Das hat alles für uns kein Interesse. Halten Sie uns nur nicht mit so faulen Ausreden auf.

Angell.: Da is jar nicht faul bei, im Fejendheel, id muß druf bestehen, det Se mir det Aktenstück besichtigen, denn da druf kommt et jerade an, det id nicht bin, det id nicht hab un det id ooch nich die Wohnung jemietet hab un det id se ooch nicht berappen un insolge detwejen ooch nich bei't Polizeiamt zu melden brauche. Wenn det nu nich jenugens is, mehr wees id nich.

Der als Zeuge vernommene Hausbesitzer Kaufmann Rosenthal bekundet durch Vorlegung des Mietvertrages, daß solcher nur von der Frau des Angeklagten unterschrieben ist. Der Gerichtshof erkennt daher den Einspruch des Angeklagten für berechtigt an und spricht denselben frei. „Det wußt id ja gleich, det id int Recht bin. Et jehet doch nicht iever 'ne uffgetrennte Gütergemeinschaft,“ meinte Schöneberg beim Weggehen.

(Nachdruck verboten.)

Worum se heult. *)

Die Lis sith uf em Bänkle
Bei ihrem liebe Schatz;
Sie babbelt miteinander,
Un 's knallt en mancher Schmah.

Do merkt dr Schatz, daß d'Lisel
Im Aug e Trän verdrückt:
„Du heulst jo?“ frogt er ängstlich,
„Bisch net mit mir beglückt?“ —

„Doch, Schacherl,“ sagt die Lisel,
„Ich heul jo nor for Freud,
Dah du mei' Schatz bisch worre;
Es drückt me g'wiß kei' Leid.“

Ich dent grad dra', wie d'Mutter
Mich alsfort g'hänfelt hat,
Ich däht kein Mann meh' friege;
Der hätt me g'vor schon satt.

Ich wär die dümmste Schneegans,
Wo uf der Erd rumfliegt;
Kei' Esel däht me nemme —
Jeh hab e doch ein kriegt!“

*) Aus dem Buche: *Do greif zu!* Humoristische Gedichte in badischer Mundart von Fritz Diehm. Preis broschiert 1,20 Mark, geschmackvoll gebunden 1,80 Mark. Schwabacher Verlag in Stuttgart.

gewesen. Er war ihr einziges Kind, und der Better, dessen Erbe er geworden war, ein verhältnismäßig entfernter Verwandter von Vaters Seite her. Eine einzige Schwester seiner Mutter lebte, mit der er stets in regelmäßigem und ziemlich gewissenhaftem Briefwechsel gestanden hatte. Nicht einmal seine Abwesenheit von England hatte ihn dazu vermocht, die monatlichen Berichte zu unterbrechen, die er der alten ehrenwerten Dame sendete. Und, obwohl auf geringe Bekanntschaften begründet, diese Briefe zumeist recht kurz ausfielen, war ihre Regelmäßigkeit nicht unterbrochen worden. Bei seiner ersten Rückkehr nach England hatte Lyon es als seine Pflicht angesehen, der Tante einen kurzen Besuch abzustatten, was immerhin anerkennenswert zu nennen war, da sie in einem ziemlich entlegenen Rest im Norden lebte. Fräulein Sandes bewohnte ein kleines Haus, das inmitten eines Gartens stand. Harold suchte sie im Oktober auf, und selbst die Schönheit der Gegend konnte den melancholischen Eindruck nicht verdrängen, den Nebel und Regen hervorriefen. Fräulein Sandes war eine alte Dame, die mit einer ebenso alten Gesellschafterin lebte. Lyon tat sein Möglichstes, gegen beide liebevoll und angenehm zu sein, und er eroberte im Sturme die Herzen beider. Da er aber durchaus keine Beschäftigung fand, dehnten sich die Stunden ziemlich langsam und eintönig dahin, und er atmete am Morgen seiner Abfahrt erleichtert auf, wiewohl er sich sagte, daß er einer Pflicht nachgekommen, die erfüllt werden mußte, die man aber glücklicherweise nicht allzu häufig zu wiederholen brauchte.

Er rechnete ohne den Zufall.

Am Morgen vor der vorerwähnten Jagd fand er einen Brief auf seinem Frühstückstisch. Er war von der Gesellschafterin seiner Tante und offenbar in größter Aufregung geschrieben. Fräulein Lewis teilte ihm mit, daß sie sehr schlechte Kunde zu übermitteln habe. Seine liebe Tante sei über die Treppe herabgestürzt, der Abgang ihres Schuhs war im Teppich hängen geblieben, und so war das Unglück geschehen.

Ob die Verwundungen tödlich seien, könne man jetzt noch nicht feststellen. Sie sei fast nie bei Besinnung und könne unaufhörlich. Der Ortsarzt wünsche dringend, daß eine Kapazität zu Rate gezogen würde. Fräulein Lewis wisse nicht, wen man berufen solle, und könne auch über keine Mittel verfügen. Das Geld des Fräulein Sandes sei versperret, und da sie schwer krank, wage man nicht, Fragen an sie zu stellen. „Was soll ich tun?“ schrieb die alte Gesellschafterin zum Schluß ganz kläglich. „Ihre arme Tante stirbt vielleicht, wenn sie nicht richtig behandelt wird, und ich habe keine Menschenseele, die mir beisteht.“

Kurzes Nachdenken brachte Lyon zu der Ueberzeugung, daß sich nur eines tun lasse. Er mußte selbst nach London fahren, einen Arzt und eine Krankenwärterin mithemen und sich dann nach der kleinen Villa in Carnovon begeben. Die alte Dame war die Schwester seiner Mutter, seine einzige Verwandte, sie konnte folglich mit Recht an seine Hilfe appellieren. Er durfte sie nicht vernachlässigen und mußte um jeden Preis tun, was nur irgend möglich war. Im Reisehandbuch suchte er den Zug, den er benutzen konnte, und sendete ein paar Depeschen ab, eine an Fräulein Lewis, die andere an einen berühmten Londoner Arzt; dann erteilte er seinem Diener die Befehle, seine Handkoffer zu packen und den Wagen zu bestellen, der ihn zur Bahn führen sollte. Hastig warf er dann noch einige Zeilen an Edith auf ein Blatt Papier. Er sendete ihr den Brief des Fräulein Lewis und bat sie, selbst zu beurteilen, ob seine Pflicht es nicht von ihm fordere, die geliebte hoffeliche Braut zu verlassen.

„Es ist ein schweres Opfer“, schrieb er, „die köstlichen Stunden an Deiner Seite auf unbestimmte Zeit aufgeben zu müssen, aber Du müßtest nicht das tapfere mutige Mädchen sein, als das ich Dich kenne, das Mädchen, dessen Herz lauter Gold ist, wenn Du nicht einsehen würdest, daß sich nichts anderes tun läßt und ich im Rechte bin, wenn ich sofort abreise. Wenn meine arme Tante stirbt, könnte ich mir nie verzeihen, vernachlässigt zu haben, was ihr möglicherweise Genesung hätte bringen können.“

Als Edith dieses Schreiben erhielt, sagte sie sich natürlich, daß er das Rechte getan, wie er es ja in ihren bewundernden Augen immer tat. Sie fügte sich klaglos in das Unvermeidliche, so bitter sie auch enttäuscht war, die Nähe des Geliebten entbehren zu müssen.

Lyon fuhr also nach London und von da nach dem Norden. Er nahm einen berühmten Arzt und eine geschulte Wärterin mit sich. Er hatte gehofft, in ein oder zwei Tagen zurückkehren zu können, aber das erwies sich als unmöglich. Fräulein Sandes starb nicht, aber sie blieb lange Zeit recht gefährlich krank, sobald Lyon begriff, daß er den kleinen Haushalt nicht verlassen könne, in dem Angst und Sorge herrschten, daß er

es wenigstens so lange nicht tun dürfe, bis jede Gefahr beseitigt sei. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Man sah seinen Beistand als unerlässlich an, so, daß es ihm unmöglich dünkte, die besorgten Gemüter durch seine Abreise zu enttäuschen. Ueberdies waren die reichen Mittel, über die er verfügte, eine wünschenswerte Zubeule in dem bescheidenen Haushalte. Der berühmte Londoner Arzt blieb natürlich nur eine Nacht über, aber er beschied telegraphisch seinen Assistenten, dem er unbedingt vertrauen konnte und übergab ihm die Behandlung der Patientin. Die Tage schlichen langsam dahin, bis die arme alte Dame endlich außer Gefahr war. Lyon fand jetzt den Aufenthalt in dem kleinen Orte nicht mehr so schrecklich wie das erste Mal. Er hatte sich eingewöhnt, und die Aprilsonne trug wohl auch das Ihre dazu bei, um den Aufenthalt erträglicher zu machen. Die Vögel zwitscherten fröhliche Melodien, alles grünte und sproßte, und Lyon unternahm große Spaziergänge teils im Hügellande, teils an der Küste.

Eines Tages fuhr er nach Chester und kaufte dort Malurfäulen. Er fühlte sich jetzt recht zufrieden, wenn er stundenlang Aufnahmen nach der Natur vornehmen konnte, wenn er die verschiedenen Färbungen der Landschaft und der See mit dem Pinsel hervorzubringen bemüht war. Ein echter Künstler fühlt sich niemals einsam und verlassen, wenn die Schönheit der Gegend ihn zum Schaffen einlabet. Bisher war er an das reiche Kolorit des Südens gewöhnt gewesen, aber erkannte, daß auch die nordische Landschaft einen gewissen Zauber, eine ganz andere Schönheit besaß, die wiederzugeben ihn reizte. Obwohl er häufig gleich jenen, die lange in Italien gelebt, den Ausspruch getan, daß England ein kaltes, eintöniges Land sei, fing er doch an, zu begreifen, daß der Frühling in England seinen eigenen Zauber ausübe, einen Zauber, der ihn an Ediths eigenartige Schönheit erinnerte, einen Zauber, dem er sich nicht gut entziehen konnte. Dank seiner Gabe, sich beschäftigen zu können, wurde Lyon somit in den Stunden, die er nicht am Krankenlager verbrachte, ganz und gar kein Wesen, welches zu bemitleiden war, denn er fand Trost und Zerstreuung in emsiger Arbeit.

Täglich erhielt er ein Schreiben von Edith, und täglich schrieb er ihr auch. Sie war nicht anspruchsvoll, und das sagte ihm zu. Später erinnerte sie sich häufig mit einiger Bitterkeit daran, daß ihre Briefe oft mehrere Bogen lang gewesen waren, daß sie lange Gefühlsgüsse enthalten hatten, während er in seinen Mitteilungen immer ziemlich kurz gewesen, sich damit begnügend, von Tatsachen zu berichten. Im innersten Herzensgrunde sah Edith sich gezwungen, was sie natürlich keiner Menschenseele zugestanden haben würde, daß Harold als Korrespondent manches zu wünschen übrig lasse.

In einem der letzten Briefe, die er vor der Rückkehr zu seiner Frau von ihr erhielt, erwähnte sie, daß die fremde Cousine angekommen sei. Sie schrieb:

„Anna ist eben eingetroffen. Ich bin sehr neugierig, was Du von ihr denken wirst. Ihre äußere Erscheinung will ich Dir nicht näher beschreiben, denn ich möchte, daß Du Dir ein vollständig unbefangenes Urteil über sie bildest. Ich meinerseits fürchte mich noch ein wenig vor ihr. Sie ist grundverschieden von allem, was ich erwartet habe, und macht einen viel älteren Eindruck. Ich glaube, sie muß neunundzwanzig Jahre alt sein und sieht gar nicht aus, als ob sie ein junges Mädchen wäre. Man würde sie für noch viel älter halten, als sie tatsächlich ist. Doch ich will nicht weiter aus der Schule schwärmen. All mein Denken konzentriert sich jetzt überdies auf den Umstand, daß mein geliebter Bräutigam zu mir zurückkehrt. Nur mehr vier Tage, und ich habe Dich wieder. Dieses Gefühl bereitet mir unermessliches Glück. Ich zähle die Stunden und begreife gar nicht, wie es möglich war, so lange ohne Dich zu existieren.“ Die Schreiberin ging dann auf eine ihrer gewöhnlichen, etwas überschwänglichen Liebeshymnen über, die Harold zwar ein klein wenig zu belustigen pflegten, ihn aber auch unermesslich rührten. Briefe gleich diesen hatte er noch nie im Leben bekommen. Sie waren ihm eine fast wehmütige Enthüllung eines überreichen, vornehmen Frauenherzens. Einer dritten Person würden Ediths Episteln vielleicht sentimental und überschwänglich vorgekommen sein. Lyon, dem weltmüden Mann, taten sie gerade in ihrer impulsiven Warmherzigkeit unendlich wohl. Freilich wußte er nicht so recht, wie er darauf antworten sollte, aber er hielt die Briefe doch sehr hoch. Speziell in jenem einen, in welchem Edith von der Cousine schrieb, interessierte ihn alles, was sie über ihr individuelles Empfinden schrieb, viel mehr als die Mitteilungen über die junge Fremde.

(Fortsetzung folgt.)